Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 17 (1927)

Heft: 33

Artikel: Vom Kiebitz

Autor: A.H.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-644106

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

gestade. Doch auch schon der Umkreis eines Bahnhofes erweist sich für besonders Anfällige bedrohlich. Mancher braucht bloß eine kofferbeladene Droschke zum Bahnhof fahren zu sehen und sein Geist ist nicht nur dem klapperigen Gaul bis zum Bahnhof voraus, sondern überflügelt auch die Lokomotive und ist tausendmal früher in den Bergen als jener Reisende, der ihn gar nichts angeht — sich auch nur das Billet bestellte. Und wandelt, wenn jener die Fahrkarte glücklich besitzt, schon längst jenseits des Lötschbergs in sonnigen Gefilden, falls er nicht vorzog, sich gegen den Genfersee zu wenden, um auf der Hinfahrt die Schönheiten der Berge kennen zu lernen. Ein Rausch, eine Ekstase seliger Minuten... der andere aber — der in der Droschke, der vielleicht ein Geschäftsreisender ist, und den der einzige Gedanke beschwingt, irgendwo in einem Ort des Schweizerländchens einen vorteilhaften Abschluß für Stoffe oder Sprungfedermatratzen zu machen — läßt sich gleichgültig in die wirkliche Ferne befördern, und der Träumer kommt bald wieder zur Besinnung.

Leute, die mit einem Rucksack durch die Straßen gehen, die Schaufensterauslagen der Sporthäuser, Ansichtspostkarten, die man empfängt — eine ausländische Briefmarke, ein Flieger — sie alle vermögen das empfindliche Objekt mit Fernwehfieber zu infizieren. Man sollte Menschen, die so wenig immun sind, niemals zum Begleiten oder Abholen anderer auf den Bahnhof lassen. Man könnte sie unter Umständen direkt um den Verstand bringen.

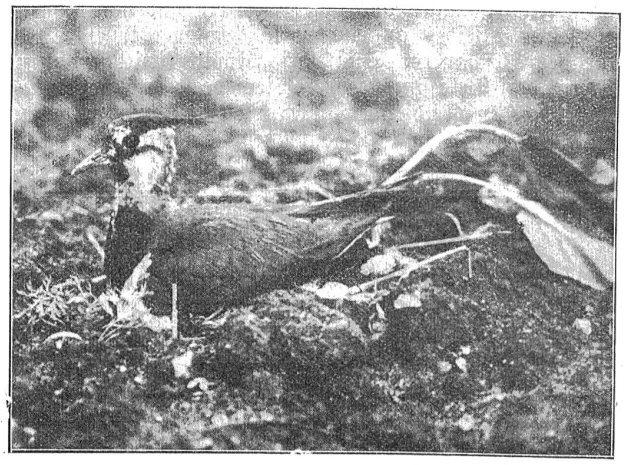
Jetzt hat der Sommer laut Kalender schon seine schönsten Tage gelebt, und nun kommt die Zeit, in der die Natur ihr Hochzeitskleid anlegt. Da wächst denn unter solchem Zauber auch die Sehnsucht riesengroß. Aber es hilft gar nichts, daß man sich und seinen Koffer nun auch auf die Eisenbahn setzt und in die weite Welt saust. Das Fernweh wird, wer einmal damit behaftet ist, sein Leben lang nicht los. Aber eine Garantie gewährt es ihm: der Fernwehkranke kann niemals zum Philister werden. Und das ist auch etwas in diesen Tagen des schönen Sommers ... und der Reisezeit....

Vom Kiebitz.

Man muß den Kiebitz etwa in Holland oder Dänemark gesehen haben, wo er durchwegs noch zahlreich ist, um zu erfahren, welche Bedeutung er für die Belebung der Landschaft hat. Er ist ein Vogel der Ebene. Er will die Nähe des Wassers haben. Die Kleinlebewelt um dasselbe herum bietet ihm seine Nahrung. Je weniger die Gegend bebaut

Junger Kiebitz. (Phot. P. Schnorf.)

ist, je lieber ist sie ihm offenbar. Ins Gebirge steigt er nicht hinauf. Das ist wohl ein Grund dafür, daß er bei uns so selten geworden ist. Sicher spielen aber noch andere Umstände mit. Da nämlich, wo in der Schweiz nicht die schützende Hand über die Brutstätten des Kiebitzes gehalten wird, ist er wohl bald ganz verschwunden. Die Heimat wäre



Brütender Kiebitz. (Phot. W. Siegfried.)

um eine ihrer Zierden ärmer. Aber glücklicherweise hat der weitsichtigere Vogelschutz erkannt, daß nunmehr seine Bemühungen auch solchen Vögeln gelten müssen, bevor es zu spät ist. So hat die führende Schweizer. Gesellschaft für Vogelkunde und Vogelschutz (S. G. V. V.) in den letzten Jahren eine ganze Reihe Schutzgebiete geschaffen, wo auch unser Vogel nunmehr ungestört seine Bruten hochbringen kann. Das ist nämlich gar nicht so leicht. Frei am Boden steht das einfache Nest mit vier gelbgrünen, hübschen Eiern, die zwar dank ihrer Schutzfärbung sich nicht stark von ihrer Umgebung abheben. Aber die Brutzeit ist lang. Während derselben schleicht manches Tier, das ein Ei nicht verachtet, vorbei. Der schlimmste Feind war aber vielfach der Mensch, der die eßbaren Eier — sie gelten sogar als besondere Delikatesse — raubt, oder sie vielleicht auch aus lauter Dummheit verdirbt. Dann, wenn die kleinen hübschen Jungen ausgeschlüpft sind, um als echte Nestflüchter ihre Geburtsstätte nach wenigen Stunden zu verlassen, sind sie noch nicht allen Gefahren entronnen. Während vielen Tagen müssen die Kücklein wachsen, bis ihre Flügel sie tragen und sie fliegend dem Verderben entfliehen können. Vorher ducken und verbergen sie sich unter Grasbüscheln usw. Schlimme Feinde der Bruten sind die Krähen. Sie passen auf, um in ihrer Schlauheit immer wieder einen Ueberfall zu versuchen. Freilich sind die Kiebitze sehr wachsam. Ja, sie sind die Wächter des ganzen Brutgebietes. Nimmt einer von ihnen etwas Verdächtiges wahr, so erhebt er sich „Kiwitt kiwitt" rufend in die Luft. Alle Artgenossen eilen ihm zu Hilfe: Lachmöwen, Rotschenkel usw. schließen sich an und den gemeinsamen Anstrengungen muß der Eindringling zumeist weichen. Allerdings nur dann, wenn die Zahl der brütenden Kiebitzpaare groß genug ist, gelingt dieses Vertreiben. Immer brüten so viele Paare wie möglich nahe beieinander. Nur so, in Kolonien, fühlen sie sich sicher und sind es auch in Wirklichkeit. Sind sie nicht mehr zahlreich genug, so können sie sich der Feinde nicht erwehren; eine solche Brutkolonie ist dem Untergang geweiht.

Schon zeitlich im Frühjahr treffen unsere Brutkiebitze bei uns ein. Aber auch schon früh, im Spätsommer, ziehen sie wieder fort. Jedoch noch lange wandern, vom Norden her kommend, große Flüge bei uns durch. Im Oktober habe ich schon Scharen von ungefähr 500 Stück auf Aeckern angetroffen. Ein wunderbares Bild, wenn der ganze Schwarm sich hoch in die Luft erhebt!

Doch bedarf es gar nicht solcher Massen, um das Auge zu erfreuen. Wenige Paare beleben die Einsamkeit eines Mooses oder Riedes auf das Schönste. Die Natur hat den

Vogel für eine solche Umgebung geschaffen. Ob er im Frühling mit seinem in der Sonne kupfer- und grünglänzenden Rücken, seine spitzen Kopffedern aufrichtend, gravitätisch auf dem noch gelben Rasen spaziert, oder mit wuchtelnden Flügelschlägen durch die Lüfte eilt und das Schwarzweiß seines Kleides aufleuchten läßt, immer fesselt er das Auge des Beschauers. Sein Ruf „Kiwitt kiwitt" paßt zum Meckern der Bekassine, dem Flöten des Brachvogels und Jubilieren der Feldlerche. Wenn diese Laute zusammenklingen, so wissen wir, daß nunmehr auch im noch kahlen Moos der Frühling Einzug halten wird. A. H.

Ferientage in Krattigen.

Von Ch. Beaujon.

Liebe Frauen sollen ja stets verregnete Wäschetage haben, und ich beginne meine Ferien mit regennassen Haaren, denn ich habe noch welche und trage keinen Hut.

Wir sitzen im Zug. Draußen kübelt es fröhlich vom Himmel herunter, aber schon vor Thun kommt Sonnenmütterchen und streicht mit seinen vielen, lichten Händen über Wangen und Augen.

Mir gegenüber sitzt ein Indier und verzehrt einen echt orientalischen Imbiß: Eier und Nußgipfel. Dann liest er die „Times", deren Umfang für unsere Verhältnisse kolossal ist.

Goldigweiß leuchten unsere Berge. Ich krame die englischen Brocken aus der seligen Schulzeit zusammen, stupse meinen Indier am Knie und zeige ihm das große Bild, das sich im Fensterrahmen zeigt. Es tut mir einfach weh, wenn einer im Anblick der ewigen Berge die „Times" liest. Der Sohn des Dschungel ist mit einem Ruck auf den Beinen, schaut und ist still. In seinen Augen geht das Leuchten unserer Berge auf. Ob er es wohl versteht? Er zieht ein Büchlein aus der Tasche, eine Beschreibung des Berner Oberlandes, und numeriert nach meinen Angaben Eiger, Mönch, Jungfrau und die Blümlisalp. Zwischen jedem Namen stößt er ein „wonderful" hervor, beinah schüchtern, denn er möchte mehr sagen und kann nicht. In Spiez steigt er aus. „Good bye, good bye", und auf dem Bahnsteig winkt er noch mit dem breitrandigen Strohhut.

Wir haben längern Aufenthalt.

Auf die leergewordene Bank setzt sich ein Hochzeitspärchen aus Wien. Ein Dienstmann schiebt zwei Koffern in den Wagen, und wie der junge Ehemann sie erblickt, ruft er aus: „Sieh', da kommt Onkel Franz!" Er eilt hinaus und kommt nach kurzer Zeit mit einem ältern Herrn zurück, dem man den gemütlichen Wiener ansieht.

Die drei waren zusammen in Zermatt. Onkel Franz fuhr über Lausanne-Bern ins Oberland und die zwei Jungen via Lötschberg. Ausgerechnet im gleichen Wagen und zur gleichen Zeit führt sie der Zufall wieder zusammen. Onkel Franz schlägt die Beine übereinander und fährt mit der Hand durch die Luft: „Wie ist eigentlich die Welt so klein!"

„Denk dir, Onkel Franz, wir waren auf dem Riesen. Ach, wie war's schön. 68 Prozent Steigung, und einem Münchner Herrn ist es schlecht g'worden."

Ich hätte gern noch ein Bissel zugehört, wie die drei plauscht haben, aber mein Bahnziel Faulensee war erreicht. Nach einer halben Stunde komme ich in Krattigen an, umjubelt von der Begeisterung meiner Jungmannschaft.

Bei einbrechender Nacht bin ich mit meiner Frau auf die stillen Höhen gewandert. Unten lag der See und über dem Morgenberghorn ging der Mond auf.

*

Nicht Mondtag — Sonnentag! Am frühen Morgen geht's auf Rekognoszierung. Ein paar Schritte vor dem Dorf zweigt ein Fußweg von der Aeschistraße in kühlen Bergwald ein. Dann klettern wir die holprige Steingasse hinan und schon geht es über Alpweiden. Dort rechts am Weg steht ein Käshüttli.

Die Bergblumen leuchten in allen Farben. Mücklein schwirren, Heugümper platzen fast vor Uebersättigung, und munter hüpft ein Bächlein über Steine und Wurzeln.

Ueber der Hellbodenalp steht auf einem Hügel einsam eine Sennhütte. Von dort geht der Blick über Thuner- und Brienzersee weit hinüber zu den Wäldern und Bergen. Man sieht die Häuser von Spiez und die anmutige Linie der Faulenseebucht. Weiße Segel ziehen sacht auf dem Wasser dahin, und ein Dampfer kriecht nach Merligen.

Hier in luftiger, sonniger Höhe muhen und gehen die Kinder wie die Kühe auf allen Vieren. Sie stoßen sich und kollern lachend einen Abhang hinunter.

Auf dem grünen Tisch dampft die herrliche Suppe. Kräftiges Bauernbrot, saftige Früchte und knuspernde Haselnüsse munden fein. Susi kriegt noch sein Schöppeli, an dem es sich in seligen Schlummer lutscht.

Eine einsame Wolke zieht herauf. Bald stülpt der Riesen einen grauen Hut auf, hängt den Mantel um, gürtet sein Schwert, und nun wird's Zeit an den Abstieg zu denken. Wie wir zu Hause anlangen, fallen schon schwere Regentropfen und in der Ferne grollt der Donner.

Heut geht's nach Spiez. Eine Stunde strammen Marsches an der Blindenanstalt vorbei und durch rauschenden Wald.

Die Fahrt im Ruderboot ist ein Erlebnis und abends schmeckt der Kuchen in der Gemeindestube herrlich.

Die Heimkehr nach Krattigen erfolgt über den idyllischen Strandweg und Faulensee. Wir haben ein Fräulein, das sich beim Baden verspätet hat, überrascht. Hurtig hängte sie das Badetuch als Mantel der Liebe um, und das Rauschen der seidenen Unterwäsche vermengte sich mit dem Rauschen und Plätschern der Wellen, die der auffrischende Abendwind an das Ufer trug.

Heioh! Ueber Stock und Stein! Wandern und Singen! Sich recken und strecken, damit all der Rost, der sich in der langen Bureauzeit in den Gelenken und Gehirnwindungen angesammelt, verschwindet — restlos verschwindet.

Wir wandern dem Morgenberghorn zu. Zuerst nach Aeschiried, über die sonnige, saftige Aeschiallmend, immer höher und höher. Auf der „Gräbern" wieder der wunderbare Weitblick auf die Seen. In der Richtung Suldtal stürzt der Pochtenfall schaumig-weiß in die Tiefe. Dem Hang entlang führt ein schmaler Pfad zur Brunnialp am Fuße des Morgenberghorns. Und dort leuchten die Alpenrosen, guckt blauer Enzian aus grünem Gras hervor, duftet süß die tiefbraune Männertreu.

In der Sennhütte trinken wir aus irdenen Tassen herrliche Milch. Der Senn erzählt von seinem Aufenthalt in der fernen Stadt. Unter dem Kessel knistert das Feuer. Die Luft zittert im Fenster und der Rauch stiehlt sich zur Türe hinaus. Im Stall bammelt und bimmelt ein Glöcklein, und aus einem Eisenrohr, das von weit her das Wasser bringt, plätschert's in den hölzernen Brunentrog vor der Hütte.

Mit Blumen bekränzt wandern wir in den Abend hinein, dem Tale zu. Der Weg ist weit, aber im Singen vergeht die Zeit so schnell.

Noch durch das Dorf, an all' den braunen, blumengeschmückten Holzhäusern vorbei, und wir sind wieder daheim. Daheim auf der Laube, wo man über schwerbehangene Kirschbäume hinweg die reizende Landschaft erblickt.

Hier ist es still. Noch unberührt vom großen Fremdenverkehr liegt unser Dörfchen, das wir lieb gewonnen haben, inmitten der Berge, umgeben von Wäldern und Weiden, still und versonnen.